

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nummer 19

11. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. Oktober 1947

INHALT: Christlicher Sozialismus in Deutschland: II. Teil: Die einzelnen Gruppen christlicher Sozialisten — Die CDU unter Jakob Kaiser — Die Gruppe P. E. Welty's O. P. — Die Gruppe Walter Dirks — Die Gruppe Jos. Rossaint — Die christliche Aufgabe. Zur Schweizerischen Jesuitenfrage: I. Teil: Uebersicht — Die katholische Kritik — Die politische Publizistik — Der protestantische Standpunkt.

Die ausländischen Kunstschatze, ein Appell und eine Apologie: Die Ausstellungen und ihr Sinn — Christliches und Unchristliches der Renaissancekunst — Vom Dom zur Natur — Innerlich wahre religiöse Kunst.

Ex urbe et orbe: Um die neue «Komintern»: Die offizielle Erklärung — Die dreifache Aufgabe des Zusammenschlusses — Die Bedeutung.

Umschau: Umsiedlungen ganzer Völkerschaften in der Sowjetunion

Buchbesprechung: v. Brandenstein: Der Mensch und seine Stellung im All.

Christlicher Sozialismus in Deutschland?

2. Teil: «Die einzelnen Gruppen christlicher Sozialisten»

Die Gruppe der CDU mit Jakob Kaiser

Als grösste tritt uns hier die CDU der Ostzone entgegen unter Führung von Jakob Kaiser. In ihren programmatischen Erklärungen finden wir nichts, was zu den Aeusserungen der Päpste in irgend einem Widerspruch stände oder über diese hinausginge. Vielleicht könnte man es vermissen, dass gerade die Frage des Gesellschaftsbildes, die wir als die bedeutendste eines Neuaufbaues im Sinne des Papstes ansehen müssen, kaum je Erwähnung findet und statt dessen die Erörterung von Sozialisierungsfragen allzusehr in den Vordergrund gerückt scheint. Man wird aber bedenken müssen, dass die CDU kein Lehrstuhl einer Universität ist, sondern sich mit den Fragen des Tages, die nicht von ihr gestellt werden, zu befassen hat. Sie ist eine Minderheit, die unter äusserst schwierigen Umständen der christlichen Stimme Gehör zu verschaffen sucht. Aus der Ferne stellt sich die Frage, ob das Wort vom christlichen Sozialismus hier nichts anderes bedeute, als den unerlässlichen Schlüssel, um das Tor zum öffentlichen Leben überhaupt offen zu halten. Gegen solch «unwirklichen» Sozialismus hat Pius XI. gewiss kein Verdikt erlassen wollen.

Anders liegt die Frage in der Westzone, in der ein solcher Notstand keineswegs gegeben ist. Wir haben uns hier in der Hauptsache mit drei verschiedenen Gruppen zu beschäftigen.

Die Gruppe Eberhard Welty O. P.

Die erste ist die des Dominikanerpaters Eberhard Welty, der durch seine Schriften und Studien bereits aus früherer Zeit über die deutschen Grenzen hinaus bestens bekannt ist. In der Zeitschrift «Die neue Ordnung», deren Schriftleiter P. Welty ist, hat er seinen Standpunkt in unserer Frage darzulegen versucht (Heft 1 und 2). Danach lehnt dieser christliche Sozialismus jeglichen Marxismus eindeutig ab; die Trennungslinie ist mit aller nur wünschenswerten Klarheit gezogen. «Nichts von dem, was der Papst missbilligen muss, gilt von jenem Sozialismus aus christlicher Verantwortung», dessen Grundlinien wir

hier zu zeichnen versuchen. Dieser Sozialismus stimmt dem Urteil und den Forderungen des Papstes restlos zu.... Er ist christlich.» Mit Recht betont Welty, der Papst habe nicht die Bedeutung des Wortes «Sozialismus» für alle Zeiten festlegen wollen.

Trotzdem wird man fragen dürfen, ob es nicht verwirrend wirken wird, wenn ein Wort von seinem geschichtlich gewordenen Sinninhalt abgelöst und zur Bezeichnung einer ganz anderen Sache verwendet wird. Es gibt auch eine Verantwortung gegenüber der Sprache. Dieser Einwand wiegt um so schwerer in einer Zeit, die ohnedies schon an einer heillosen Verwirrung aller Begriffe leidet, so dass nicht selten mit demselben Wort die geradezu entgegengesetzten Bedeutungen verbunden werden. In seinem Rundschreiben «Mit brennender Sorge» hat der Papst diesen Uebelstand als eine Hauptkrankheit unserer Zeit gebrandmarkt. Jedenfalls müssen schwerwiegende Gründe zu einer solchen Namensgebung vorliegen und gerade diese von P. Welty zu erfahren, wäre wissenswert. Vergebens aber sucht man in den genannten Artikeln eine präzise Nennung dieser Gründe, es sei denn, man wollte die folgenden sehr eingehenden Ausführungen Weltys über das Naturrecht als «erste und breiteste gemeinsame Ebene, von der aus fruchtbare Zusammenarbeit erwachsen muss», als unausgesprochene Beantwortung unserer Frage nehmen. Ganz ohne Zweifel sind diese Erwägungen nicht nur richtig, sondern von höchster Bedeutung für den unerlässlich notwendigen Weg, der gefunden werden muss, um eine vernünftige und lebenswerte Gesellschaft in der heutigen Situation wirklich aufzubauen. Die Christen allein sind dazu heute in Deutschland schlechterdings ausserstand. Es muss die gemeinsame Plattform mit anderen gesucht werden. Erst wenn wenigstens im grossen Rahmen eine dem Naturrecht entsprechende Gesellschaft erbaut ist, kann auch das Christentum wieder gedeihen. Versuchen wir diese gemeinsame Ebene mit dem Stichwort «Naturrecht», werden wir fast notwendig missverstanden. Zu gross ist die Belastung dieses Wortes in sachlicher Beziehung durch das abstrakte

Naturrecht der Rationalisten, sowie psychologisch infolge des Grauens vor dem «Mittelalter» und vor der Scholastik.

Halten wir hier daneben, was wir oben vom Wandel innerhalb des Parteisozialismus ausgeführt haben. In gewissem Sinn lässt sich sagen, der Parteisozialismus sei heute «offen» für die Sache des Naturrechtes. Liegt da nicht der Gedanke nahe, das leidige Wort «Naturrecht» fallen zu lassen und durch ein zügigeres zu ersetzen. Die SPD ist, wenn man von ihrer gewaltsamen Verstümmelung in der Ostzone absieht, die grösste Partei Deutschlands. Die Lösung ihres als Sozialismus empfundenen Problems (freie Persönlichkeit mit geplanter Wirtschaft zu vereinen) liegt tatsächlich im Naturrecht, das es auf die heutigen Verhältnisse anzuwenden und durch sie zu vertiefen gilt. Warum sollen wir von christlicher Seite diesen Tatbestand nicht durch das Wort Sozialismus aufnehmen?

Vielleicht lassen sich die Gedanken Weltys auf diese Weise interpretieren. Ein solches Unternehmen lässt sich vor dem christlichen Gewissen wohl rechtfertigen. Erfolgversprechend scheint uns jedoch eine solche Akrobatik der Terminologie nicht zu sein.

Man hat P. Welty und seinem Kreis den Vorwurf gemacht, sie seien auch sachlich der Ideologie des Marxismus allzu entgegenkommend. Von einzelnen Entgleisungen jüngerer Ordensbrüder abgesehen, wird man dies jedoch nicht sagen können. Die hohen Verdienste des Studienhauses der Dominikaner Walberberg b. Köln, von dem geradezu eine soziale Bewegung ins katholische Rheinland und weit darüber hinaus ausstrahlt, werden durch solche gelegentliche Uebertreibungen nicht geschmälert.

Die Gruppe Walter Dirks

Die zweite Gruppe der Verteidiger eines christlichen Sozialismus oder besser, wie sie es vorziehen, sich im Gegensatz zur ersten Gruppe zu nennen, von «Sozialisten aus christlicher Verantwortung», ist um die «Frankfurter Hefte» zentriert. Ihr Wortführer ist Walter Dirks. Die «Frankfurter Hefte» stehen unter den katholischen Zeitschriften Deutschlands mit einer Auflage von 60,000 Exemplaren, die von der Nachfrage noch bei weitem übertroffen wird, an erster Stelle.

Zum wenigsten in der literarischen Form ist der Standpunkt Dirks das gerade Gegenteil von Welty oder auch Jakob Kaiser. Haben wir bisher fragen müssen, ob es angängig sei, ein geschichtlich geprägtes Wort seinem Sinn zu entfremden, so dreht Dirks den Spieß um und fragt, ob es nicht unehrlich sei, ein Ding nicht bei dem Namen zu nennen, der ihm zukommt. Er selbst wählt jedenfalls das Wort Sozialismus «eigentlich aus einem einzigen Grund: aus geistiger Redlichkeit... wo wir eine Sache meinen, wirklich meinen, die im Sprachgebrauch der Menschen einen bestimmten Namen wirklich hat, da sind wir an diesen Namen gebunden». Und wenn wir oben gemeint haben, das Wort Sozialismus eigne sich für einen Katholiken nicht, weil es zu arm sei in seiner Bedeutung und noch nie eine eigentliche Gemeinschaft umgriffen habe, so wählt es Walter Dirks gerade deshalb, weil alle anderen Worte, wie «Solidarismus» oder «Wirtschaftsdemokratie», oder «Gemeinplanwirtschaft», oder «berufsständische Ordnung» zu eng sind oder zu dürr, während es doch darum geht, eine Parole zu finden, die auch den Willen und die lebendige Tat umschliesst. «Es gibt kaum ein zweites Wort aus der neueren geschichtlichen Welt, das so viel Bestimmtheit mit so viel Fülle und Weite vereinigt.» Wenn schliesslich

Pius XI. meint, die sozialistische Gesellschaft schliesse auf der einen Seite ein Uebermass von Zwang, also Unfreiheit, in sich, auf der andern Seite besage sie eine nicht minder falsche Freiheitsidee, die also der Würde des Menschen widerstreitet, so bestimmt Walter Dirks: «Die Freiheit und Würde der Person ist geradezu der Sinn und das Ziel des Sozialismus, allerdings unter den Bedingungen der arbeitsteiligen Grosswirtschaft». Gegenüber kapitalistischer Anarchie und faschistischer Diktatur bedeute gerade der Sozialismus den Versuch, die arbeitsteilige Grosswirtschaft vom Menschen her in Ordnung zu bringen. Vom Kapitalisten unterscheide den Sozialismus der Plan, vom Faschisten die Demokratie, d. h. das Bestreben, «den Plan in die Hand derer zu legen, die in und von ihm leben». Da dies in der ganzen Welt die Stellung des Sozialismus sei, so bleibe gar keine Wahl für jeden, der in irgend einer Form diese beiden Dinge wirklich wolle, als sich Sozialist zu nennen, fast so, wie man einen Apfel eben Apfel nennen müsse, ganz einfach aus Redlichkeit.

Diese Darlegungen haben etwas Bestechendes. Sie sind zweifellos das Beste, was uns zur Verteidigung des Wortes Sozialismus im Mund der Christen zu Gesicht gekommen ist. Auch sie setzen freilich jene Ausweitung des Begriffes Sozialismus, jene Verschiebung des Schwergewichtes vom Weltanschaulichen nach der Seite des Wirtschaftlichen voraus, von der wir oben gesprochen haben. Man kann auch nicht dagegen anführen, dass ja von christlicher Seite, zumal von den Päpsten diese ganze Frage auch und zwar nicht mit der Belastung der Irrtümer, die wenigstens historisch den Sozialismus beschweren, gesehen wurde. Dirks antwortet mit Recht, dass die Sozialisten diesen Weg «nicht zwar allein entdeckt, aber politisch wirksam und entscheidend, sozusagen geschichtsträchtig» gemacht haben. Ausserdem haben wir auf christlicher Seite kein ähnlich mächtiges Wort.

Was wir aber gegen die Dirkschen Ausführungen einzuwenden haben, ist dies: Erstens: stimmt es wirklich, dass Sozialismus sich im heutigen Sprachgebrauch auf die Formel bringen lässt: Freiheit der Person und Wahrung ihrer Würde einerseits, Planung in der Hand derer, die in dem Plan und von ihm leben nach den Erfordernissen der arbeitsteiligen Grosswirtschaft andererseits? Dass alle Sozialisten dies wollen oder doch zu wollen vorgeben, denn schliesslich nennen sich auch die Kommunisten noch Sozialisten — und diesen weitesten Begriff von Sozialismus, der alles umschliesst, was sich Sozialist nennt, peilt ja Dirks ausdrücklich an — soll nicht bestritten werden. Aber die Frage ist die, ob das Wort «Sozialismus» nach dem heutigen Sprachgebrauch nicht doch eine ganz bestimmte Einengung dieser sehr weiten Allgemeinformel besagt; eine Einengung, die bereits einen bestimmten Weg zur Verwirklichung dieses Zieles einschliesst. Dirks ist nicht dieser Meinung und meint, wenn sich uns heute ein Mensch als Sozialist vorstellt, wüssten wir zunächst nur dieses eine ganz Allgemeine, was obige Formel besagt, und fragten deshalb sogleich weiter: «Kommunist, SPD oder CDU?», gleich als wollten wir die Unterart zum Allgemeinbegriff finden. Eine Bestätigung seiner Auffassung findet man beispielsweise ohne jeden Bezug auf Dirks in der Berliner «Deutschen Rundschau» (Mai/Juni 1947), wo Otto-Heinrich von Gablentz seine Schrift «Ueber Marx hinaus» anzeigt und sagt: Die Sicherung der menschlichen Freiheit erfordere, dass der Mensch die Technik wieder in die Hand bekomme. «Die Grundsätze einer solchen Ordnung sind in unserer Zeit: öffentliche Planung — Einschränkung des Privateigentums an Produktionsmit-

teln — Mitbestimmung der Arbeiter an der Leitung der Betriebe. Die neue Ordnung muss also sozialistisch sein.» Hier hat sich also der Sprachgebrauch im Sinne Dirks tatsächlich durchgesetzt. In Bayern wird man dagegen, wie die Aussprachekreise auf der Münchener sozialen katholischen Woche zeigten, ganz vergeblich um Verständnis solcher Sprechweise bitten. Die Frage nach der tatsächlichen Wandlung des Sprachgebrauchs ist also heute noch durchaus offen. Sollte sie tatsächlich im Sinne Dirks Allgemeingut werden, dann hat es natürlich keinen Sinn, sich dagegen zu stemmen. Die Bildung eines solchen Sprachgebrauchs sollten wir aber von katholischer Seite nicht fördern, weil dadurch der Blick vom Kernproblem im sozialen Bereich auf ein zweitrangiges abgelenkt wird.

Damit kommen wir zum zweiten Einwand gegen Dirks. Sei es grundsätzlich, sei es auch nur unter Absehen von metaphysischen Hintergründen, rein tatsächlich steht bei allen Sozialisten die Eigentumsfrage im Vordergrund des Interesses. Von ihrer Lösung erwartet man die Lösung der sozialen Frage schlechthin. Diese Sicht der Dinge ist heute leider die allgemeine Ueberzeugung geworden. Auch Walter Dirks ist ihr nicht entgangen. Die Sicht des Papstes ist es aber nicht. Er geht die Dinge bedeutend tiefer an und sieht gerade in dem mangelnden Aufbau der Gesellschaft das Hauptproblem von heute. Trotz aller Vereine und sogar trotz der Gewerkschaften steht die einzelne Persönlichkeit ohne die nötigen Zwischenglieder dem Staat gegenüber. Gegen dieses «ganz und gar unförmlich» gewordene Gesellschaftsleben stellt schon *Quadragesimo anno*, das vielgenannte und doch bis heute nicht recht bekannte Prinzip der Subsidiarität als «obersten sozialphilosophischen Grundsatz», der «allzeit unverrückbar . . . festgehalten werden muss, an dem nicht zu rütteln, noch zu deuten ist» heraus und entwirft das Bild einer leistungsgemeinschaftlich gegliederten Gesellschaft, die wenn auch nicht etwas von der Natur streng Gefordertes, so doch Naturgemäss ist. Man sage nicht, wie dies auch schon geschehen ist, diese Prinzipien seien zwar zur Zeit *Quadragesimo anno's* von grösster Bedeutung gewesen, heute aber, da die Klassengegensätze am Schwenden seien, durch den Lauf der Entwicklung nicht mehr so bedeutungsvoll. Pius XII. denkt offensichtlich ganz anders. Immer wieder betont er gerade diese zwei Prinzipien als das Gebot der Stunde. Man denke nur an die Ansprache vom 20. Februar 1946, in der das Subsidiaritätsprinzip nicht nur wiederholt, sondern sogar auf das Leben der Kirche, «unbeschadet ihrer hierarchischen Struktur», angewendet wird, oder an die Ansprache vom 15. März 1945 an die kath. Arbeiter Italiens, in der mit grossem Nachdruck darauf hingewiesen wird, dass es wohl an der Zeit wäre, «die Schlagworte vergangener Jahrzehnte zu vergessen» und an die Neuordnung der produktiven Kräfte des Volkes zu denken. «Jene höhere Einheit aller in der Wirtschaft tätigen Menschen, nämlich ihre solidarische Verbundenheit in der Pflicht, dauernd dasselbe Gut für den Bedarf der Allgemeinheit bereitzustellen», gelte es anzustreben. «Machen wir jene solidarische Verbundenheit in jedem Zweig der Wirtschaft zur Grundlage öffentlich rechtlicher Selbstverwaltung. Hier ist der Weg, der ehrlich begangen, auch die Arbeiterschaft zur verantwortlichen Teilnahme an der nationalen Wirtschaft führt.»

Ganz entsprechend dieser Haltung des Papstes stellen auch die eben erst erschienenen «Grundsätze katholischer Sozialarbeit und zeitnahe Forderungen», herausgegeben von Kardinal Frings, die Neuordnung der Eigentumsverhältnisse, so wichtig sie gewiss in sich sind, nicht

an die erste Stelle, die dem «Aufbau der Gesellschaft durch Schaffung einer leistungsgemeinschaftlichen Ordnung» vorbehalten wird.

Betrachten wir die Dinge in dieser Sicht, mit dem Willen, wirklich einen Schritt weiterzukommen, und uns nicht nur ständig im Kreis alter Schemen zu drehen, dann müsste unser brennendstes Interesse dahin sich richten, einen solchen Neubau der Gesellschaftsordnung zu fördern, der uns endlich aus dem heillosen Wirrwarr, den der Liberalismus geschaffen hat und der Sozialismus nicht überwinden kann, herausführt. Nennen wir uns heute Sozialisten, dann lenken wir den Blick unserer eigenen Leute von dem Kernproblem ab, verleiten die Menschen, Wirkung und Ursache miteinander zu verwechseln. Dass die Eigentumsfrage auch ihre Bedeutung hat, wird damit nicht geleugnet. Jeder Katholik muss sich klar sein, dass die heutige Eigentumsverteilung «weit davon entfernt, der Natur zu entsprechen, vielmehr der Ordnung Gottes und dem von ihm in die Erdengüter hineingelegten Sinn widerstreitet» (Pius XII., Weihnachten 1942). In dieser Feststellung gibt es zwischen Katholik und Sozialist keinen Unterschied. Wenn aber der Sozialist diesen Uebelstand darauf zurückführt, dass es überhaupt Privateigentum gibt, wenigstens an Produktionsmitteln und von hierher den ganzen Wirrwarr des heutigen Soziallebens ableitet, so erwidert der Katholik: Falsch! Aus der falschen Gesellschaftsordnung erfloss die Verzerrung der Eigentumsverteilung, nicht umgekehrt. Der Weg zur Heilung liegt daher bei uns in einer anderen Richtung als beim gesamten Sozialismus. Die Eigentumsfrage ist nur ein Schnittpunkt, an dem diese beiden Wege sich treffen, um gleich wieder auseinanderzuführen. Nur allzu statisches Denken und mangelnder Sinn für Geschichte kann dies übersehen.

So betrachtet, dürfen wir uns aus christlicher Verantwortung nicht Sozialisten nennen. Die innere Redlichkeit verlangt von uns, dass wir den Finger auf die Ursache des Übels legen, auch wenn die ganze Welt dies nicht sehen will oder nicht sieht. Nur brutale Ehrlichkeit gegenüber der metaphysischen Wirklichkeit kann unsere Sache in einer Welt sein, die in völliger Ratlosigkeit für alles offen ist.

Die Gruppe Jos. Rossaint

Als dritte und wohl unbedeutendste Gruppe ist der «Bund christlicher Sozialisten» zu nennen, an dessen Spitze Dr. Jos. Corn. Rossaint steht. Es ist dies jener aus dem Schwarzen Korps bekannte Kaplan Rossaint, der wegen seiner angeblichen Kommunistenfreundlichkeit 1937 zu 11 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Im Verlag «Das neue Wort», Stuttgart, hat Rossaint seine Gedanken einer Broschüre «Neues Deutschland» 1947 anvertraut. Der erste Teil ist negativ, lehnt für die neue Zeit Gedanken an das hl. Römische Reich, an Paneuropa und an den Föderalismus ab; er bekennt sich zur Einheit Deutschlands und zur Orientierung nach Osten. Der zweite Teil verlangt Planwirtschaft, Sozialisierung und Aufbau von unten nach oben. «Der Kommunismus zeigt eine starke Neigung zu einem unmittelbaren Aufbau von unten nach oben, ohne den Weg über die vielen Parteien.» Gemeinden sind die Grundlage des Staatsaufbaus. Der gesamte Boden des deutschen Landes ist zu nationalisieren, d. h. zu verstaatlichen bezw. der Gemeinde, dem Kreis, Gau usw. zu übergeben, die sie dann einzelnen als Lehen übergeben usw.

In diesem Plan Rossaint sind ohne Zweifel viele richtige und sehr sympathische Züge enthalten. Wer möchte z. B. leugnen, dass der Siedlungsgedanke ein Hauptmittel zur Entproletarisierung der Massen ist. Schon Leo XIII.

hat in «Rerum Novarum» darauf hingewiesen und Pius XII. nahm in seiner bedeutsamen Pfingstansprache 1941 diesen Gedanken wieder auf. Dass es sich hier nicht um leere Theorien handelt, haben handgreiflich für die metaphysisch Unbegabten die geradezu erstaunlichen Ergebnisse der Bemühungen von Nikolaus Ehlen gezeigt. Ebenso liegt in dem Gedanken «von unten nach oben», in der Begrenzung der Verantwortlichkeit nach dem tatsächlichen Lebenskreis des Einzelnen ein sehr bedeutsames und viel zu wenig beachtetes Moment zur Erneuerung unserer Gesellschaft. Schliesslich klingt aus dem Plan Rossaint die ganze Unzufriedenheit der jungen Generation heraus, die dem Parteigezänk von heute ganz verständnislos gegenübersteht.

Schade ist nur, dass diese so brauchbaren und richtigen Gedanken durch masslose Uebertreibungen und ganz an der Oberfläche bleibende Parallelen zum russischen Kommunismus ins Grotoske verzerrt sind. Durch plötzliche Radikalkuren sollen lebensmässige Sozialformen geschaffen werden. Durch Vergewaltigung der persönlichen Freiheit diese in richtige Bahnen gelenkt werden. Dieser durchgehende Zug gibt dem ganzen Plan etwas Knabenhaftes. Knabenhaft in seinem Idealismus, aber auch knabenhaft in seiner Unreife. Man heilt auch das kranke Leben nicht mit brutalen Hammerschlägen, wie man verbogene Eisenstangen vielleicht zurechtbiegen kann; die Natur macht keine Sprünge. So möchte man geneigt sein, diesen ganzen Bund christlicher Sozialisten kurzerhand in das Reich der Utopien und Schwärmereien zu verweisen und darüber zur Tagesordnung überzugehen. Unvereinbares wird zusammengestellt.

Symptomatisch gewertet, sieht die Sache jedoch anders aus. Es ist vielen Deutschen weithin jeglicher Massstab verloren gegangen für das, was geht und was

nicht geht, für das, was wichtig und das, was nebensächlich, für das, was unveränderlich und das, was zeitbedingt. Er neigt dazu, unbedingt realistisch zu sein, da ihm alle Ideale zerschlagen sind, er hasst alle «Ideen», die ihm gleich viel gelten wie Utopien und doch lässt ihn seine deutsche Wesensart — er lebt in der Heimat des Idealismus — nicht aus den Klauen und macht ihn deshalb geneigt, irgendwelche vielleicht völlig belanglose praktische Erfahrung zur absoluten Idee zu erheben unter Verwünschung jeglichen Idealismus unter dem Banner des radikalen Realismus. Es ist das ein Irrtum, dem ja auch Karl Marx selber verfallen ist, der Hegel bekämpfte und ihm zugleich verfiel, und in diesem Sinn ist heute tatsächlich ein Grossteil, wenn nicht die meisten der Deutschen «sozialistisch», gleichviel, wie sie sich nun benennen mögen.

Christliche Aufgabe in solcher Lage wäre es, einen «Realismus» zu verfechten, wie dies V. Nell-Beuning in verschiedenen Vorträgen und Ansprachen empfiehlt. Einen Realismus, der gewiss den Gegebenheiten der historischen Stunde voll ins Auge sieht, der aber zugleich sich bewusst ist, dass den metaphysischen Grundsätzen eine ebenso, ja noch viel bedeutsamere Wirklichkeit entspricht, als den praktischen Erfahrungen des Tages und deshalb ihre Anerkennung noch bestimmter gefordert werden muss.

Mag daher der Sprachgebrauch sich gestalten, wie immer er will: des Wortes wegen werden wir keine «Glaubenskämpfe» heraufbeschwören; aber der Sache, die wir zu vertreten haben, wäre er sicherlich nicht förderlich, er würde sie vernebeln und ihr Bekanntwerden erschweren und ebendeshalb können wir uns dafür nicht einsetzen.

Zur schweizerischen Jesuitenfrage

I. Uebersicht über die bisherige Diskussion

Die bei Beginn des Jahres ziemlich hochgehenden Wogen um den Jesuitenartikel der schweizerischen Bundesverfassung (BV) sind wieder zur Ruhe gekommen, so dass sich das Für und Wider sachlich und nüchtern sichten lässt. Anlass zur Diskussion bot das behördliche Verbot der Radiopredigt eines Jesuiten auf Grund des Art. 51 BV: «Der Orden der Jesuiten und die ihm affilierten Gesellschaften dürfen in keinem Teil der Schweiz Aufnahme finden, und es ist ihren Gliedern jede Wirksamkeit in Kirche und Schule untersagt. — Dieses Verbot kann durch Bundesbeschluss auch auf andere geistliche Orden ausgedehnt werden, deren Wirksamkeit staatsgefährlich ist oder den Frieden der Konfessionen stört.»

1. Die katholische Kritik,

die sich gegen diese Massnahme erhob, floss zum Teil aus juristischen Erwägungen. Man berief sich darauf, dass Ausnahmegesetze und rechtseinschränkende Bestimmungen schon nach allgemein geltenden juristischen Grundregeln nie extensiv interpretiert werden dürften, dass somit das Verbot der betreffenden Radiopredigt schon juristisch unhaltbar gewesen sei. Denn das Verbot sei ohne Zweifel eine ausserhalb der Anwendung des Artikels auf ein Gebiet ausserhalb von «Kirche und Schule». Solche Rechtsanalogien seien aber nach den Prinzipien unseres Rechtsstaates unzulässig.

Weit mehr Gewicht als auf diese formaljuristischen Erwägungen wurde indes auf die allgemeine und grund-

sätzliche Kritik des Art. 51 und jedes religiös-kirchlichen Ausnahmerechts überhaupt gelegt. Diese aus der Kulturkampfzeit stammende Bedrückung einer konfessionellen Minderheit stände in grellem Widerspruch zu den Grundprinzipien unserer Verfassung und unseres Rechtsstaates. Der Jesuiten- und die übrigen Ausnahmerechte seien eine klare Verletzung des Toleranzprinzips, der konfessionellen Gleichberechtigung, der Religions- und Gewissensfreiheit, der Vereinsfreiheit usw., also eine Ritzung einer ganzen Reihe tragender Grundpfeiler unserer Verfassung. Mit einem Wort, Rechtsstaat und konfessionelles Ausnahmerecht seien miteinander unvereinbar.

Die katholische Kritik verlangte daher grundsätzlich, dass dieses Ausnahme(un)recht ausser Kraft gesetzt und dem Rechtsstaat endlich freie Bahn gegeben werde. Ueber den *Modus quo* war sich die katholische Kritik ebenfalls einig: Da der formell einwandfreie Weg einer Verfassungsinitiative so ziemlich sicher nicht zum gewünschten Ziele führe, statt dessen nur die konfessionellen Leidenschaften aufpeitsche und das friedliche Verhältnis der Konfessionen gefährde, bleibe nur eine stillschweigende Ausserkraftsetzung übrig, was keineswegs einen Angriff auf den Rechtsstaat, vielmehr — nach hundert Jahren — dessen volle Herrschaft besage.

2. Die politische Publizistik

auf nichtkatholischer Seite zeigte bei weitem kein so einheitliches Reaktionsdiagramm. Es reicht von scharf kulturkämpferischen Stimmen bis hinüber zu nüchternen Ueberlegungen, die sich sachlich mit der katholischen Kri-

tik deckten. So tauchten etwa im «Freidenker» und andern Blättern alle die Schlagworte wieder auf, wie sie schon vor hundert und mehr Jahren gebräuchlich waren, die Schlagworte von der Staatsgefährlichkeit des Ordens an sich, seiner Satzungen und seiner Morallehre, von seiner Unvereinbarkeit mit demokratischen Ideen und primitivster Vaterlandsliebe usw. Das Jesuitenverbot sei deshalb auch heute noch ein Akt selbstverständlicher Staatsnotwehr. «Ob Protestanten, Katholiken, Anders- oder Ungläubige, als Staatsbürger haben wir alle ein eminentes Interesse daran, dass der Art. 51 in der BV erhalten bleibt, und wir erwarten, dass ihm in Zukunft strikte nachgelebt und damit das Wirken eines Ordens verhindert wird, der sich nicht an die Gesetze unseres Staates gebunden hält, sondern sich nach eigenen Gesetzen, die er dem Staate überordnen möchte, richtet» («Der Freidenker», Aarau 1. April 1947).

Die politische Tagespresse und periodische Publizistik verzichtet indes weithin auf solche kulturkämpferische Phraseologien und stellt sich grossenteils einfach auf den Standpunkt, Art. 51 sei bestehendes Recht und müsse als solches eingehalten werden. «Es gilt, die Verfassung und den Rechtsstaat zu wahren»: Auf diesen Nenner wäre etwa die politische Publizistik zu bringen. So die «Politische Rundschau» in Rorschach (Januar-/Februarheft 1947), die «Appenzeller Zeitung» und verschiedene andere freisinnige und linksgerichtete Blätter.

Andere politische Blätter nichtkatholischer Richtung gingen weiter und verlangten Beseitigung der konfessionellen Ausnahmerechte als unhaltbarer Kulturkampfrésiduen, die im Widerspruch zum liberalen Rechtsstaat und dessen Grundprinzipien ständen. Auf den modus quo der Beseitigung ging man freilich nicht näher ein. So etwa die «Neue Politik» (Zürich, 7. Februar 1947): «Wir müssen auch bei den Jesuiten zur einzig richtigen liberalen Auffassung zurückkehren, dass in der Schweiz jeder nach seiner Façon selig werden kann. Es wird notwendig sein, dass wir die Kulturkampfartikel 51 und 52 aus der BV entfernen; ob dies auf dem Wege einer Teilrevision der BV oder erst bei der Totalrevision geschehen soll, möchten wir hier nicht weiter erörtern. Wir möchten aber an dieser Stelle den Kulturkampf mit aller Entschlossenheit ablehnen.»

Andere Blätter wie «Die Tat» (Zürich, 4. Januar 1947) stellen sich auf den Standpunkt, dass in solchen konfessionellen Belangen in erster Linie das Prinzip der Toleranz zu gelten habe. Art. 51 sei als konfessionelles Ausnahmerecht eine Verletzung jener Toleranz, «die unserer Verfassung innewohnt und die unverlierbar bleiben müsste». Mehr oder weniger unbewusst wurde damit auch stillschweigend ausgesprochen, dass es bei der Wahrung des Rechtsstaates nicht so sehr auf die formale Buchstabengerechtigkeit ankomme, sondern auf sachliche, inhaltliche Vergehen gegen den Rechtsstaat. — Ähnlich sprach sich im «Bund» (Bern, 2. März 1947) A. Rüegg aus: Der Jesuitenartikel passe «nicht mehr in die heutige Auffassung» und widerspreche den Prinzipien der Konfessions-, Geistes- und Lehrfreiheit.

3. Der protestantische Standpunkt.

Ein ähnlich buntes Bild boten die kirchlich-protestantischen Äusserungen. Arthur Frey und sein «Evangelischer Pressedienst» waren wohl die schärfsten Verteidiger des Jesuitenartikels. Im «Kirchenblatt für die reformierte Schweiz» (Basel, 20. Februar 1947) äusserte er sich womöglich noch schärfer: «Wer den Versuch, einen missbräuchlichen Verfassungsartikel zu revidieren, nicht unternimmt, sondern sich einfach über ihn hinwegsetzt, untergräbt den Rechtsstaat und ist ein Rechtsbre-

cher, und es sollten sich keine (reformierten) Theologen finden, einen solchen Tatbestand zu rechtfertigen. Wohin kommen wir mit unserem Rechtsstaat, wenn wir die Bestimmung der BV einfach still begraben? Die Folge kann nur sein, dass an Stelle des Rechts die Willkür tritt.» (Wir erlauben uns hier beizufügen, was A. Frey leider völlig unbeachtet lässt: Vorausgesetzt, dass der in Betracht kommende Verfassungsartikel überhaupt «Recht» und nicht selbst schon Willkür ist.) Frey ist mehr oder weniger der Auffassung, dass Art. 51 innerlich auch heute noch berechtigt und notwendig sei; von seiner früheren (ungünstigen) Meinung über den Jesuitenartikel sei er im Laufe der letzten Jahre wieder abgekommen (ebd.).

Mit diesen scharfen Äusserungen steht A. Frey unter den reformierten Stimmen so ziemlich allein. Was sich an prominenten Persönlichkeiten des Protestantismus geäussert hat, so verschiedenartig diese Äusserungen auch sind, sie haben doch die Auffassung gemeinsam, dass der Jesuitenartikel eigentlich überlebt sei und ausgemerzt werden sollte, zumal der Protestantismus an seiner Rechterhaltung kein Interesse habe, so Prof. Emil Brunner, Prof. Karl Barth (beide in «Die Tat», 18. und 19. Februar 1947), Prof. K. Guggisberg («Der Bund», 2. März 1947). Redaktor Pfr. Peter Vogelsanger glaubt sogar im «Kirchenblatt für die reformierte Schweiz» «so etwas wie einen Consensus bei den massgebenden Leuten auf reformierter Seite» feststellen zu können, «indem allgemein die Ungerechtigkeit und Unhaltbarkeit des Ausnahmegesetzes für die Jesuiten anerkannt wird» (Nr. 6, 20. März 1947).

Auf der andern Seite stellten sich diese Stimmen meistens auf den Standpunkt, dass den Katholiken nur ein Weg bleibe, sich vom konfessionellen Ausnahmerecht zu befreien: Die partielle Verfassungsrevision durch eine legale Volksinitiative und -abstimmung. So gab etwa Prof. Karl Barth seiner Verwunderung Ausdruck, dass die Jesuiten und Katholiken, statt diesen «einzig geraden und würdigen Weg» zu gehen, die «heimliche Umgehung» des Jesuitenartikels vorzögen (in «Die Tat», Zürich, 19. Februar 1947).

Es rang sich indes auch auf protestantischer Seite die Erkenntnis durch, dass dieser «gerade und würdige Weg» praktisch unmöglich, ja geradezu gefährlich sei. So erhoben sich denn zuletzt gewichtige protestantische Stimmen, die diesen scheinbar freundschaftlichen Rat als «unbewusste Heuchelei» und als billige Vertröstung der Katholiken ablehnten. Peter Vogelsanger wies nicht zu Unrecht darauf hin, dass der Jesuitenartikel wohl kaum durch eine Volksabstimmung abgeschafft werden könne: «Ich vermute, dass eine Volksabstimmung bei den notorischen Vorurteilen, Instinkten und Leidenschaften, die gerade in dieser Frage bei dem Mangel an kompetenter Urteilsmöglichkeit und Einsicht bei den Stimmbürgern mitspielen würden, kaum den gewünschten Erfolg brächte. Und als reformierte Christen müssen wir auf alle Fälle dringlich wünschen, dass unserm Volk in dieser Zeit ein Abstimmungskampf erspart bleibe, der, mag er auch ausgehen wie er will, alle Schleusen des Kulturkampfes, der Schlagworte und der konfessionellen Polemik zwangsläufig öffnen würde» («Kirchenblatt für die reformierte Schweiz», Nr. 6 vom 20. März 1947).

Neuerdings brandmarkte auch der Zürcher Ordinarius für Kirchengeschichte, Prof. Fritz Blanke, den protestantischerseits vielfach beliebten Hinweis, die Katholiken mögen doch den verfassungsrechtlichen Weg der Initiative ergreifen, wenn sie die Ausnahmerechte beseitigt wissen wollen, als «wertlose Antwort». Denn es sei jetzt schon sicher, dass eine solche katholische Initiative unterliegen müsse. Er macht deshalb den beachtlichen

Vorschlag, dass die Initiative auf Beseitigung, um einigermassen Aussicht auf Erfolg zu haben, von «nichtkatholischer Seite» ausgehen müsse. «Dann werden auch die Protestanten, wenigstens zum Teil, mitmachen, die Katholiken werden sich zweifellos anschliessen und so — nur so — könnte eine saubere Rechtslage herbeigeführt werden»; denn dass das ungerechte Jesuitenverbot endlich einmal beseitigt werden müsse, sei klar, «nicht um der Jesuiten willen, sondern um der Rechtlichkeit und Klarheit willen» (Fritz Blanke, Die Jesuitenfrage in der Schweiz. In «Reformierte Schweiz», Augustheft 1947, S. 281—292).

Noch näher an den eingangs skizzierten Standpunkt der katholischen Kritik kommt Peter Vogelsanger (l. c.). Da er an einen Erfolg irgendwelcher Volksabstimmung in dieser so heiklen konfessionellen Sache — wenigstens noch jetzt — nicht zu glauben vermag, kommt auch er zu dem Ergebnis, dass eine stillschweigende

Ausserkraftsetzung des Jesuitenartikels der einzig mögliche Weg sei, das begangene Unrecht gutzumachen. Um aber den Jesuiten und Katholiken das darin liegende Anrühige einer «heimlichen Umgehung» bestehenden Verfassungsrechtes zu ersparen, macht er den aller Beachtung werten Vorschlag, der Jesuitenartikel solle bis zu einer kommenden totalen Verfassungsrevision suspendiert werden, und zwar durch eine Art offizieller Uebereinkunft zwischen den beiden Konfessionen.

So zeugt denn diese knappe Uebersicht von dem guten Willen auf protestantischer Seite, sich vom unhaltbaren Jesuitenartikel und dem übrigen konfessionellen Ausnahmerecht mit aller Deutlichkeit zu distanzieren. Diese aufgeschlossene Haltung wollen wir auf katholischer Seite dankbar anerkennen. — In der nächsten Nummer werden als II. Teil einige grundsätzliche Erwägungen folgen.

Die ausländischen Kunstschatze - ein Appell und eine Apologie!

In schneller, allzu schneller Folge haben Luzern, Zürich, Lausanne, St. Gallen, Schaffhausen, Winterthur sich abgelöst in ihrer gastlichen Obsorge für ausländische Kunstschatze. Massen, sie mögen in die Hunderttausende gehen, pilgerten und pilgern vor diese Bilder, diese herrlichen Offenbarungen des europäisch christlichen Kunstschaffens. Immerhin dürfte nun doch ein gewisser Sättigungsgrad erreicht sein. Ein Mehr wäre vom Uebel. Denn diese grossen Meister bedeuten nicht bloss Impuls und überwältigendes Studienmaterial; sie bedeuten für den Maler auch eine Gefahr, sich selber zu verlieren und dirnenhaft sich wegzugeben. Die immense Weite der verschiedensten künstlerischen Ausdrucksweisen zu erfassen, wird die Schwierigkeit der Masse bilden, wo dann die Fülle leicht einer Verflachung und Einbildung Vorschub leistet. Immerhin, man konnte nicht selten erbaut sein über die ehrliche Freude und das ehrfurchtsvolle Staunen auf den Gesichtern einfacher Frauen und Arbeiter, wie man auf der andern Seite zuweilen enttäuscht aufschrak über so manche Plattheiten und Banalitäten aus dem Munde jener «Führer», die meist ihre Stimme nicht sonderlich schonten und die einem aus den Nachbarsälen immer bedrohlicher wie ein donnerndes Gewitter mit der nun ihres eigenen Schauens und Fühlens enthobenen Meute entgegenbrandete. Von neuem wurde es einem klar, dass solche Führungen ästhetisch pädagogischer Art sein müssen, dass sie nicht aufzählen, sondern aufzeigen, nicht nacherzählen, sondern nachfühlen müssen. Unnachahmlich schön hat es Rainer Maria Rilke im Schlussvers seines «Torso vom Belvedere» ausgedrückt: «... Denn da ist keine Stelle, / die dich nicht sieht: / Du musst dein Leben ändern!»

Waren die Betreuer dieser Schätze sich selbst und dem Publikum gegenüber immer dieser Aufgabe und Verpflichtung sich bewusst? Es sind ja schöne und richtige Worte, wie sie etwa der sozialistische Stadtpräsident Bringolf (!) in dem Geleitwort des Katalogs gefunden hat: «Die Ausstellung will ein Beitrag sein in der Erfüllung der grossen, uns allen obliegenden Anstrengungen zur friedlichen Lösung und Gestaltung der Nachkriegsprobleme. Diese Lösung kann nicht nur auf wirtschaftlichem oder auf sozialem Gebiete erfolgen. Sie erschöpft sich nicht mit Ringen um die politische Neugestaltung des Zusammenlebens jedes Volkes und des Zusammenlebens

der Völker unseres europäischen Kontinents. Der erste Versuch, die kulturellen Werte der Vergangenheit freizulegen und sie einzubeziehen in die Wiederherstellung der kulturellen Beziehungen der Gegenwart, die für die Zukunft richtunggebend werden können, darf nicht vernachlässigt werden. Eine Kulturaufgabe ist eine menschliche Aufgabe. Die menschlichen Beziehungen vom Schutt, vom Grauen einer entmenschten Vergangenheit zu reinigen und sie in ihrer schlichten Einfachheit, Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit zu erfassen, ist auch eine der Verpflichtungen, die uns in der Nachkriegszeit gestellt sind. Wir wollen nicht vergessen. Wir verzichten ausdrücklich auf oberflächliche Sentimentalität und wir lehnen es ab, uns durch Illusionen über das, was war und nicht mehr wiederkehren darf, zu täuschen. Doch wir wollen uns auch Rechenschaft geben darüber, dass es gerade die reale Erkenntnis der bitteren Vergangenheit ist, die uns vor Selbsttäuschung bewahrt und gleichzeitig die gesunden Voraussetzungen schaffen kann für die Ueberwindung der geistigen Not der Zeit.» Möchten die Stadtväter ebenso bereitwillig die sich aufdrängenden Schlussfolgerungen für die Gestaltung unseres eigenen religiös-kulturellen Lebens ziehen! Sonst sind solche Worte und solche Ausstellungen ein freventliches Spiel mit der geistigen Not der Zeit. Und die Quellen dieser Kunst, wie sie uns die «Ambrosiana» und zuletzt Schaffhausen zeigten, sind eindeutig christlich.

Christlich zum mindesten im Thema. Es verdient dankbar anerkannt zu werden, dass man nicht durch snobistische Akt- und Nacktwut den Pöbel zu ködern und durch solch thematische Dissonanzen die Ausstellungen aufzuspalten versuchte. Von den wenigen und auserlesenen Aktdarstellungen gilt nun einmal das sonst als billiges Schlagwort so oft missbrauchte: Dem Reinen ist alles rein! Hans Baldungs «Musik» oder Tintoretts «Susanna» sind der erotischen Sphäre weit entrückt und in ihrer Art so vergeistigt, dass jedermann ihre reine Schönheit und schöne Reinheit kosten kann. Diese edle Auswahl erleichterte auch den klassenweisen Besuch durch die heranreifende Jugend, die zu ästhetischem Fühlen ja erst erzogen werden muss. Uns nüchternen und doch wieder puritanisch erregbareren Nordländern fehlt ja auch die naive unbefangene und «natürliche» Beziehung zum nackten Menschen, wie sie etwa dem Italiener eigen ist. Im ganzen

gesehen war es die eindrucksvolle geschlossene Welt christlichen Fühlens, die uns in diesen Ausstellungen entgegen trat. Der herrliche Saal jener Sienser Madonnen aus der «Ambrosiana» bleibt ebenso überwältigend und unvergessen wie die Madonnen eines Altdorfer, Lochner u. a. in Schaffhausen. Und dazwischen die elementare Kraft jener mittelalterlichen Textilien, wie sie etwa der Gösler-Ornat im Zürcher Kunstgewerbemuseum ausstrahlte! Gewiss, die Renaissancekunst steht im Begriffe, thematische und stilistische Abstriche zu machen, davon wird weiter unten noch zu reden sein; doch so entdeckungsfreudig sie ins Neuland vorstösst und so das Quellwasser unserer modernen Kunst zum Sprudeln bringt, so arm wären wir ohne die Kunst des christlichen Mittelalters. Und eine abgrundtiefe Lücke müsste klaffen, würde mit einem Schlag ein widriges Schicksal alle diese religiösen Bilder, die wir sehen durften, vernichten. Ein solcher Verlust müsste irgendwie selbst den Genuss der Renaissancekunst schmälern und vergällen. So ist man versucht, gerade diesen unproblematischen und positiv religiösen Geist als die geheime Anziehungskraft der Massen zu werten. Denn neben diesen geisterfüllten und doch eminent malerischen Werken wirkt die Kunst der «reinen Form» doch ungemein arm und leer. Stellen wir trotz des Widerspruchs der Zünftigen doch einmal ein Stillleben Cézannes neben die selbst im Ornament noch vergeistigte Form des Gösler Ornates! Ist es da übertrieben, wenn wir diese Ausstellungen eine lebendige Apologie des christlichen Glaubens nennen? Sie bleiben dies auch in den Vertretern des typischen Renaissancegeistes; sie bleiben es noch eine lange Wegstrecke, nachdem sich der Weg schon gegabelt und gespalten hat.

Christliches und Unchristliches der Renaissancekunst

Das künstlerische Erlebnis der Renaissancekunst, vor allem in der Schaffhauser-Ausstellung mächtig und gross, könnte man in einer bildlichen Handlung dartun. Wir durchschreiten einen Dom, an dem ein Jahrtausend gearbeitet wurde, wir gehen erhobenen Gemütes vom Chor mit seinem liturgisch feierlichen Apsisbild frühchristlicher Mosaikkunst zurück durch Querschnitt und Vierung, durch ein gotisches Langhaus bis zum hintersten Joch mit einer spätgotischen Pfeilermadonna. Alles liegt in der Weihe und Stille des Gotteshauses, alles ist auf den Altar ausgerichtet: stilistisch, thematisch, künstlerisch, religiös, alles ist irgendwie von der übernatürlichen Gnade erfüllt, was in diesen tausend Jahren hier geschaffen wurde. Jetzt aber hat der schöpferische Mensch sich ausgegeben in seinem religiösen Fühlen und Ringen, er beginnt unruhig zu werden, grüblerisch, bohrend: er schafft den gotischen Barock, wie er etwa in der Hochaltarplastik des Münsters von Breisach oder im Triptychon des Meisters von Bartholomäusaltar (Schaffhausen, Nr. 74) seine wirbelnden Formen gefunden. Und dann öffnet sich das lange verschlossene, nur ausnahmsweise und für Augenblicke geöffnete Tor, Mensch und Künstler, eben noch in der weihrauchgefüllten, transzendenten Sphäre des geheimnisvollen Domes stehend, stehen geblendeten Auges vor der sonnegebadeten frohen Natur. Der Künstler kommt und strebt zur Natur, aber vom Dome her; er erlebt zum ersten Male die Grösse und Fülle und Kraft von Natur und Welt, aber mit einem Herzen, das im religiösen Glauben und Fühlen sich geläutert hat, aus einer christlichen Substanz, aus einem christlichen Wahrheitsdrang und Schönheitssehnen, aus einer christlichen Frohmutsstimmung heraus. Das christliche Europa erlebt deshalb die Natur anders als der Japaner, der Inder, der Grieche. Felix culpa, möchte man auch da ausrufen!

Beglückend dieses Heraustreten aus dem Heiligtum in die Natur! Der schöpferische Mensch drosselt seine Gestaltungskraft nicht wie der Byzantiner durch einen verpflichtenden Kanon und durch sakrosankte, in monotonem Gleichschritt ewig wiederholte Darstellungstypen, erstarrte Kompositions- und Bewegungsregeln. Die Freiheit der Gnade hat im abendländischen Menschen einen Empfindungsreichtum geweckt, der im Heidentum einfach undenkbar ist. Gewiss: äusserlich gesehen hat z. B. die Susanna eines Tintoretto (Zürich, Nr. 347) oder die Aktfigur der «Musik» von Hans Baldung (Schaffhausen, Nr. 14) und die Venus des Lukas Cranach (Schaffhausen, Nr. 29) wenig Christliches an sich. Aber der weiche, frohe, gelöste Rhythmus der Körperkonturen, das elfenbeinfarbige, unwirkliche, vergeistigte Karnat dieser Frauenkörper offenbart eine künstlerische Empfindsamkeit und Beseelungskraft, wie sie in der ganzen griechischen Klassik nie zu finden ist, wie sie nur auf dem Boden des christlichen Abendlandes wachsen konnte, wie sie gestaltungsmächtig nun ausgreift auf alles Gewordene und Geschaffene. Diese Künstler stehen draussen in der Natur, aber sie kommen aus dem Dom: «Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen / Und sich die goldnen Eimer reichen, / Mit segenduftenden Schwingen / Vom Himmel durch die Erde dringen, / Harmonisch all das All durchklingen» (Faust). Ein einfaches Erlebnis vor der Susanna Tintoretto illustriert besser als viele Worte: Eine einfache Frau mit zwei kleinen Mädchen steht davor. Die Mutter glaubt, diese nackte Frau motivieren zu müssen und erzählt, etwas unbeholfen scheu, ihren Kleinen die Geschichte der Susanna, der beiden Alten, des verschlossenen Gartens. Und kindlich naiv fragen die beiden Mädchen: «Ja, dürfen die beiden Männer die Frau denn nicht so sehen, warum nicht?» Bei aller Nacktheit ist es die keusche Susanna! Oder das Motiv des Stillebens! Eines der ganz grossen und zugleich der ersten Stilleben, der Früchtekorb des Caravaggio (Ambrosiana, Nr. 32) mit seiner Dichte und Kraft der Wahrheit ist seinem Wesen nach tief christlich, ist vielleicht kaum weniger religiös empfunden als jene strahlenden Blumen-details auf der Stuppachermandonna Grünwalds in ihrer religiösen Symbolik oder das Vasen- und Buch-Stilleben auf dem Marienbild Hans Baldungs (Schaffhausen, Nr. 10). Freilich, je weiter der Künstler vom Dome sich entfernt, umso mehr gerät er ins Geranke und Gestrüppe der Natur, umso mehr ist er versucht, einem bloss äusserlichen Gefühls- und Stimmungserlebnis sich preiszugeben. Wird das Naturerlebnis zur Naturvergötterung, dann macht man den seines inneren Wesens und damit seiner Gottbezogenheit entkleideten Gegenstand zum Spielball subjektiver Empfindung oder rein optischer Experimente. Die christliche Substanz geht allmählich verloren und wandelt in einen atheistischen Materialismus über.

Die kirchenpolitische, soziale, religiöse, kulturelle Entwicklung sorgte dafür, dass das Verlassen des Domes für die Kunst zu einer Verweltlichung, zu einer *Leugnung des Christlichen* wurde: culpa, Schuld wurde es. Süden und Norden entgleiten nicht mit gleicher Schnelle den heiligen Hallen und dem Schatten des Domes. Dank seiner ungrüblerisch naturverbundenen, kindlich gläubigen Haltung blieb der Romane immer irgendwie einer übergeordneten Harmonie verpflichtet; der Protestantismus hat im Süden auch kaum je Fuss fassen können. So schuf er jene natürliche menschenfreundliche Schönheit, wie wir sie aus den Madonnenbildern Raffaels etwa kennen. Bei ihm ist an die Stelle der Gemütsstärke und der religiösen Inbrunst, wie wir sie bei den Madonnen eines Foppa (Ambrosiana, Nr. 40a) oder der Umbrier (Ambrosiana, Nr. 77) beglückend erlebten, eine natürliche Idealisierung getreten, in ihrer Art bestrickend, in ihren Folgen kata-

strophal. Und während Michelangelo, dem die stahlharten Worte eines Savonarola lange in den Ohren nachhallten, und der als einziger Italiener eine aufgewühlte, suchende, gläubige Seele in den Spätwerken seiner Pietà-Plastiken aufzeigt, gigantische seelische und künstlerische Kämpfe ausficht, wandelt Raphael auf der besonnenen Höhe geläuterten Menschentums, einem tieferen, wenn auch nicht einem christlichen Empfinden abgekehrt. Der deutsche Norden ist wie überall so auch in der Kunst kompromissloser und folgerichtiger, revolutionärer und — individualistischer. Lukas Cranach z. B. offenbart — der Deutsche lebt von Paradoxen! — mehr positiven christlichen Gehalt in einigen mythologischen Szenen, wie etwa Venus und Amor (Schaffhausen, Nr. 29) als in seinen religiösen: Judith mit dem Haupte des Holofernes (Schaffhausen, Nr. 32): ein berauschender, ja fast erschreckender Realismus weiblicher Sinnlichkeit, Intrige und Inbrunst: schmaler Mund, blassrotes Gesicht gegen aufstachelnden Goldocker im Mieder und schmeichelndes dunkles Olivgrün des Samtärmels: eine sinnlich lüsterne, fast sadistisch blinzeln Lebedame, eher einer Herodias denn der keuschen Judith aus dem Gesichte geschnitten! — Die Verbürgerlichung und Verweltlichung macht denn auch in der deutschen Kunst schnellere und gründlichere Fortschritte als in der italienischen. Stilistisch tritt der Zwiespalt schon beim Meister des Marienlebens (Schaffhausen, Nr. 86—89) in Erscheinung. Die Gestalten sind gewiss noch gläubig empfunden, von einer liebwerten Zartheit der Geste und des Ausdruckes. Aber der Trieb der Natur und Perspektive überwuchert schon stark die Personen- gruppen und degradiert sie zur Staffage. Es musste dann nur noch der Bruch im Glaubensleben dazu kommen, um jene Entwicklung einzuleiten und vorwärts zu treiben, die schliesslich Mensch und Atmosphäre gleich wichtig nahm. Ein heidnisch orientierter Humanismus, ein aufklärerischer Rationalismus, ein atheistischer Materialismus bereicherten wohl die Kunst in ihren Mitteln, aber verpowerten sie in ihrem Gehalt, bis dann der Expressionismus und Surrealismus eine neue Geistigkeit anstrebten, aus weiter Ferne wieder rückwärts blickten zum — Dom! Aus der Freiheit, die zur Ungebundenheit ausartete, sehnt sich der moderne Künstler wieder zur Gebundenheit christlichen Glaubens und Schaffens, nach dem tiefen Frieden gläubiger Geborgenheit.

Innerlich wahre religiöse Kunst.

Religiöses Wollen allein schafft sie nicht: die Nazarener, ein Deschwanden waren gläubige Menschen. Auch romantische Gefühlsüberschwenglichkeit genügt nicht: sie macht lebensfremd und sprunghaft. Zu einer selbstlosen und selbsterständlichen, naiven Gläubigkeit muss ein Gemeinschaftsbewusstsein hinzutreten, das auf der christlichen Liebe fusst. Ein Gemeinschaftsbewusstsein, das die Ehrfurcht vor der Einzelpersonlichkeit wahr, aber auch um die Verantwortung zur innern Wahrhaftigkeit der Allgemeinheit gegenüber weiss. Religiöse Tiefe und mystische Glut waren einem Grünewald sicherlich beschieden (Schaffhausen Nr. 46), aber die religiöse Aufspaltung seines Volkes entriss ihm die Masse. Sein Zeitgenosse Dürer hatte umgekehrt durch seine aufrüttelnden Holzschnittfolgen den Weg zum Volk gefunden und fand deshalb auch in seinen religiös viel kühleren Tafelbildern einen Widerhall. Wie schade, dass die fast romanhaft anmutenden Anstrengungen, die Stupacher Madonna nach Schaffhausen zu bekommen, erfolglos blieben. Mit der Madonna des Kölnermeisters (Schaffhausen Nr. 62) und des Stephan Lochner (Schaffhausen Nr. 69) hätte sie eine künstlerische Dreifaltigkeit gebildet von unübertrefflicher Ausdruckskraft und beglücken-

der Suggestion. Für unser deutsches Empfinden verblasst selbst ein Fra Angelico vor dieser innigen und doch monumental aufgefassten Lochner Madonna mit einer «still in sich horchenden Andacht, gepaart mit zärtlicher Heiterkeit»: Zartheit ohne Süßlichkeit, schon in den Farben sinnlich und abstrakt in einem: Blau und Gold als Hauptakzente; froh und kindlich ohne erzwungene Naivität: wie unbeschwert und unkonventionell sind nur die Engelchen gemalt! Dabei rauschende Melodik der Farben in einer sinnhaften Intensität, die schlechthin nicht mehr gesteigert werden kann, ohne in Effekthascherei umzufallen. Kindliche Unbefangenheit, die aus gläubigem Gemüt und fast spielerisch anmutender Leichtigkeit des Ausdrucks fliesst. Man messe an diesem Bilde unsere künstlich naiven, innerlich verlogenen Andachtsbildchen, die Serienfabrikation der faden Gipsfiguren, die kompromissreichen Altarbilder neuesten Datums!

Der Genius der Sinnlichkeit und der Symbolik muss wirken können. Des Künstlers ureigentliches Bemühen ist es ja, seine Gedanken und Vorstellungen, seine Empfindungen und seine religiöse Grundhaltung in Farben und Formen zu fassen. Warum fürchten wir uns denn vor ungewohnten, starken Prägungen? Mit aller sinnenfreudigen Kraft, die der Farbe und Linie eigen ist, gestaltet der Maler. Man betrachte Grünewalds Geisselung (Schaffhausen Nr. 46) mit der weit ausholenden, doppelt geschwungenen Linie von rechts unten nach links oben, mit den zuckenden Farben Rot, Zitrongelbgrün, Blau, Violett, mit dem Aufschrei der aufgerissenen Formen (man vergleiche damit die Ruhe in seiner «Gründung von Maria Maggiore, Nr. 48), und dann ganz abgedrängt in eine Ecke, in sieghaft duldendes Rot gekleidet, Christus, sein Haupt fast ganz in ein weisses Tuch verloren und gewickelt, und doch: dieses Weiss wirkt wie eine stille Anklage, ein Protest, ein Zeugnis seiner Unschuld! — Man versenke sich in den Linienrhythmus des Ortenberger Altars (Schaffhausen Nr. 29) mit seinen wiegenden und wogenden, fallenden und steigenden, anhebenden und ausklingenden, intonierenden und respondierenden Linien und dabei äusserste Abstraktion: schwarze Zeichnung auf Goldfolie! — Man bestaune Albrecht Altdorfers Madonna in der Glorie (Schaffhausen Nr. 4), wo die Sonne selbst — erst van Gogh durfte wieder Aehnliches wagen — zum Glorienschein wird, wo Himmel und Erde mitjubeln in aufjauchzenden Farbflecken, die, impressionistisch aufgesetzt, über alle Formen verunklarend hinweghuschen; kein gepflegtes und gepudertes Frauengesicht, dafür die Güte und Mütterlichkeit selber! — Oder die fast schemenhaft gleichen, in unverrückbarer Feierlichkeit dastehenden Stifterinnen des Friedrich Herlin (Schaffhausen Nr. 49) in ihrer grossen, klaren, jedem zimmerlichen Detail abholden Gewändern, in ihrer monumentalen wesentlichen Gebetshaltung! Farbe, Fläche, Linie wird zum Symbol und Gleichnis eines höheren Geschehens, einer inneren Haltung und Gläubigkeit; keine theatralischen und weitausholenden Gesten, kein Aufdonnern mit bunten Farben, bei aller Sinnenfreude Bescheidung und Beherrschung! Das religiöse Thema ist da, ist fassbar, aufleuchtend, aber nicht aufdringlich!

Worte bewegen, Taten reissen hin! Religiöse Themen mögen bewegen: eine Gipsmadonna erinnert mich an Maria und diese meine persönliche Erinnerung abstrahiert und idealisiert dann nach dem Vermögen meiner persönlichen Veranlagung, Vorstellung, Empfindung. Das Kunstwerk aber rüttelt mich auf und zwingt mich zum Mitjubeln und Mitsingen, nicht zum -Nachdenken!

Wenn solche Ausstellungen mithelfen, das Empfinden des Volkes zu läutern, die Augen der wahren Schönheit zu öffnen und zu erschliessen, dann haben sie ihre grosse

und christliche Mission. Und wenn solche Ausstellungen in den Künstlern selber, die nun durch eine beispiellose Entwicklung ihrer Techniken und Mittel hindurchgegangen sind, die Sehnsucht wachrufen nach religiöser Gestalten, wenn sie ihnen zum Bewusstsein bringen, dass religiöse Kunst nicht bloss die Kenntnisse des Katechis-

mus, sondern persönliche, kindlich religiöse Gläubigkeit und zugleich den Willen zur geradlinigen und ungeschwächten Gestaltung des innerlich Geschauten voraussetzt, dann gehen wir einer starken religiösen Kunst entgegen.

P. Thaddäus Zingg OSB, Einsiedeln.

Ex urbe et orbe

Um die neue «Komintern».

Als Ende Juni d. J. eine internationale sozialistische Konferenz in Zürich die Wiedererrichtung der Sozialistischen Internationale beraten wollte, machte sich die kommunistische Presse darüber lustig. Die Aufgaben, für die es eine Internationale überhaupt brauche, würden durch den Weltgewerkschaftsbund gelöst werden. Im übrigen seien die Interessen der Arbeiterklasse politisch und wirtschaftlich von Land zu Land so verschieden, dass die Tätigkeit einer Internationale eher hindernd im Wege stehe. — Um so mehr musste daher die am 6. Oktober bekanntgegebene Resolution einer Warschauer Konferenz von neun kommunistischen Länderparteien überraschen, die über die Schaffung eines **Informations- und Koordinationsbüros** der kommunistischen Parteien mit Sitz in Belgrad Beschluss fasste. Die sowjetrussische «Prawda» erklärte dazu, dass es unrichtig wäre, das Vorgehen als beschränkte Wiedererweckung der am 15. Mai 1943 aufgelösten Komintern zu betrachten, in der 60 Länder vertreten waren. Das gleiche Blatt sagte aber auch, dass es sich dabei dennoch um den bedeutendsten politischen Schritt der Kommunisten seit der Auflösung der Komintern handle.

Um sich über die Bedeutung dieses politischen Schrittes der Kommunisten klar zu werden, muss man zunächst einmal die Erklärung der Konferenz genau anschauen. Sie wurde gemeinsam abgegeben von Vertretern der kommunistischen Parteien der Sowjetunion, Frankreichs, Italiens, Polens, der Tschechoslowakei, Jugoslawiens, Bulgariens, Rumäniens und Ungarns. Nach einem Bericht Schdanows (Sowjetunion) über die internationale Lage stimmten die Konferenzteilnehmer einmütig einer Erklärung und der oben genannten Resolution zu.

In der **Erklärung** wird festgestellt, dass sich seit dem Krieg auf der ganzen Welt zwei Lager gebildet haben, dasjenige der Imperialisten und Antidemokraten und dasjenige der Antimperialisten und Demokraten. Die allgemeine Krise des Kapitalismus sei der Grund für die besonders aggressive Haltung des imperialistischen Lagers unter Führung der Vereinigten Staaten von Amerika. Die aggressive Tätigkeit entfalte sich auf militärischem, wirtschaftlichem und ideologischem Gebiet. Dem Marshall-Plan für die Unterwerfung Europas durch die Amerikaner würden solche für die Unterwerfung Chinas, Indonesiens und Lateinamerikas folgen. Die Amerikaner seien dabei, sich der Deutschen und Japaner als Instrument ihrer imperialistischen Politik in Europa und Asien zu bedienen. Der Imperialismus gehe unter der Maske des Liberalismus und des Pazifismus vor. Dabei komme ihm die verräterische Politik der rechtsstehenden Sozialisten vom Typ Blum in Frankreich, Attlee und Bevin in England, Schumacher in Deutschland, Renner und Scherf in Oesterreich, Sarragat in Italien usw. zustatten. Gegen den amerikanischen Imperialismus, gegen seine englischen und französischen Verbündeten und gegen die Rechtssozialisten gelte es, sich zu vereinigen. Die kommunistischen Parteien müssten die Unabhängigkeit und Souveränität ihrer eigenen Länder verteidigen und so die Pläne auf Versklavung Europas und Asiens vereiteln, was eine ihrer Hauptaufgaben wäre, vom Wunsch der Imperialisten auf einen neuen Krieg zur Möglichkeit der Organisation eines solchen sei noch ein weiter Weg. Der Lärm über eine Kriegsgefahr diene zur Einschüchterung. Die Hauptgefahr der Arbeiterklasse bestehe in der Unterschätzung der eigenen Kräfte und in der Ueberschätzung der Kräfte der andern. Die kommunistischen Parteien müssten sich überall und auf allen Gebieten an die Spitze des Widerstandes setzen, ihre Reihen schliessen, ihre Kräfte vereinigen und sich mit allen demokratischen und vaterlandsliebenden Kreisen ihrer Länder zusammenballen.

Aus dieser Erklärung ergibt sich ganz klar eine dreifache **Aufgabe** des neuen kommunistischen internationalen Zusammenschlusses: 1. Der Kampf gegen den politischen und wirtschaftlichen Vorstoss der Vereinigten Staaten und zunächst gegen ein Westeuropa unter amerikanischer Führung. Aufgerufen dazu sind alle kommunistischen Parteien; den Hauptstoss haben aber die französischen und italienischen Kommunisten zu führen. — 2. Die Verteidigung aller «Volksdemokratien» im Osten und Südosten Europas. In drei dieser Länder ist die «Reaktion» niedergedrungen, in Ungarn und Rumänien wird es bald so weit sein, in Polen und der Tschechoslowakei wird die Unterwerfung nicht mehr so lange auf sich warten lassen. Das Erregene gilt es aber nach aussen zu schützen. Darum verstärkter Zusammenschluss und bewusste Mithilfe des gesamten Kommunismus. — 3. Kampf gegen den Rechtssozialismus, d. h. die Sozialdemokratie in Westeuropa. Im Osten ist die Verschmelzung der Sozialdemokraten mit den Kommunisten ja gelungen oder doch auf dem besten Wege dazu. Die rumänische Sozialdemokratie hat ihre Verschmelzung mit den Kommunisten neuestens beschlossen. Der Vorsitzende der ungarischen Sozialdemokratie, Szakasits, hat sie den Kommunisten auch schon versprochen. Fierlinger, der tschechoslowakische Sozialistenführer, hat nach der Rückkehr von Warschau, wo er sich anfangs Oktober mit polnischen Sozialistenführern darüber beraten hatte, die Fusion mit den Kommunisten zwar abgelehnt, aber doch auch erklärt: «Wir sind auf nationalem und internationalem Boden gegen die Teilung der sozialistischen Kräfte. Aus diesem Grund sind wir auch gegen jede Internationale. Die Erklärung der kommunistischen Parteien lässt auf die mögliche Bildung einer neuen Internationale schliessen. Wenn wir einen neuen Krieg verhüten wollen, müssen wir es dem Weltgewerkschaftsbund überlassen, Aktionen zugunsten aller Arbeiter durchzuführen.» Eine solche Sozialdemokratie ist nicht mehr entschlossenfähig und ausserstande, sich gegen die kalte Liquidierung durch die Kommunisten zu wehren. Eine solche Sozialdemokratie hat aber Stalin auch gar nicht mehr im Auge, wenn er sagt: «Es ist unmöglich, den Kapitalismus zu erledigen, bevor wir nicht auch die Sozialdemokratie aus der Arbeiterbewegung ausgeschaltet haben.» Aber der neu angesagte scharfe Kampf gilt der Sozialdemokratie im Westen.

Welche **Bedeutung** die neue politische Aktion der Kommunisten hat, wird schon die nähere Zukunft zeigen. Soviel steht fest, dass die Zusammenarbeit der Alliierten in der Kriegszeit damit ihr formelles Ende gefunden hat. Die zunehmende Verschlechterung der Beziehungen zwischen Ost und West war schon lange kein Geheimnis mehr. Jetzt gibt es aber ein unzweideutiges Symptom dafür. Der Sowjetunion liegt nichts mehr daran, sich den guten Willen der Westmächte zu erhalten. Ja, sie hat den Westmächten den politischen Krieg erklärt. — Ob der neue Schritt der kommunistischen Parteien Frankreichs und Italiens nicht mehr schadet als nützt, ist heute noch nicht ausgemacht. Vermuten möchte man eher das erste als das zweite. Denn wer möchte mit Kommunisten zusammen regieren oder auch nur zusammen arbeiten, die sich so dem politischen Interesse der Sowjetunion unterstellen? So hört man denn auch schon Stimmen, dass die Kommunisten in Frankreich sich darauf gefasst machen, eventuell wieder illegal zu werden. Und man braucht gar nicht an de Gaulle allein zu denken, wenn man nach Ursachen sucht, die ihnen dieses Geschick bereiten. — Vor völlig veränderte Situation sehen sich endlich die Sozialisten gestellt, die schon in wenigen Wochen in einer belgischen Stadt ihre nächste internationale Konferenz halten wollen. An ihren Sympathien gegenüber der Sowjetunion, die sie noch Ende Juni in Zürich ausgesprochen haben (im gleichen

Atemzug mit der Ablehnung der kommunistischen Parteien) werden sie kaum noch festhalten können. — Ob diesem bedeutenden Schritt der kommunistischen Sowjetunion und ihrer Satelliten noch andere nicht weniger bedeutsame schon bald folgen werden, wird sich auch zeigen. Zollunion mit den Balkanstaaten vielleicht zum kommenden 30. Jahrestag der russischen Oktober-

revolution? Sowjetisierung der deutschen Ostzone? . . . — Auf jeden Fall hat der sowjetrussische und kommunistische Schritt das Gute, dass manchen Kreisen im Westen (auch katholischen) die Augen jetzt aufgehen müssen über den ideologischen Scheinfrieden der Kommunisten, an den sie aus der gemeinsamen Widerstandszeit her nur zu gern geglaubt haben.

Umschau: „Umsiedlungen ganzer Völkerschaften in der Sowjetunion“

In einer der letzten Nummern des «Courrier socialiste russe» von New York schreibt Kerensky einen packenden Artikel: «Der russische Sieg war nicht ein Sieg des Kommunismus» und ruft dabei in Erinnerung, dass es auch im Westen solange keinen dauerhaften Frieden und Fortschritt geben kann, als die westlichen Demokratien die furchtbare Tragödie des russischen Volkes nicht begreifen und sich entsprechend eingestellt haben.

Dieselbe Nummer bringt eine Uebersicht über die gewaltsamen Umsiedlungen, die durch das Diktat Stalins erfolgt sind.

Die Verschiebung der Bevölkerung begann in Sowjetrussland gleich mit dem zweiten Weltkrieg. Die ersten Opfer waren die Polen und die baltischen Völker. Zwischen 1939 und 1941 wanderten nach dem Einmarsch der russischen Truppen über eine Million Polen nach Sibirien. 1940 bis 1941 wurden wenigstens 65,000 Litauer, 60,000 Letten und 60,000 Esten in die Polargegend der Sowjetunion deportiert.

Nach Beginn des deutsch-russischen Krieges aber erst begannen die zwangsweisen Verschiebungen und «Umsiedlungen» fantastische Ausmasse anzunehmen. Man kann sechs Kategorien unterscheiden:

1. Am 28. August 1941 wurde die autonome Republik der Wolgadeutschen unterdrückt. Nachdem einige Zehntausende erschossen worden waren, wurde der Rest von 400,000 Menschen in den Altai verpflanzt.
2. 1943 wurde die autonome Region von Karachow im Nordkaukasus «liquidiert», und seine 149,000 Einwohner nach Sibirien verbannt.
3. Im gleichen Jahr 1943 wurde die gesamte Bevölkerung der autonomen Republik der Kalmüken (zwischen Don und Wolga), die 220,000 Seelen zählte, in die Provinz Jakutsk in Nordsibirien verbannt. Ueber 100,000 Kalmüken gingen zugrunde.
4. Zu Beginn des Jahres 1944 wurde die autonome Republik der Tschatschenen und der Irguschen im nördlichen Kaukasus liquidiert und deren 697,000 Einwohner (407,000 Tschatschenen und 290,000 Irguschen) nach Zentralasien in den Kasakotan deportiert. Das Dekret vom 2. Juni 1945 (!), das diese furchtbare Massnahme sanktionierte, erklärte, dass es sich um Kollaborateure handelte.
5. Zu derselben Zeit wurde die autonome Republik Krim ebenfalls brutal unterdrückt. Die gesamte tartarische Bevölkerung wurde als «unzuverlässig» deportiert. Man kann sich vom Umfang dieser «Säuberung» einen Begriff machen, wenn man hört, dass die Bevölkerung dieser Republik vor dem Krieg 1,127,000 Menschen zählte, 1945 aber nur noch 200,000. Der grösste Teil der Opfer, die zu Fuss nach Sibirien wandern mussten, gingen während des «Transportes» zugrunde.
6. Mehrere Millionen Soldaten der roten Armeen und von Sowjetbürgern, die das nicht kommunistische Europa kennen gelernt haben, Ukrainer, Weissrussen und Grossrussen wurden als nicht genug zuverlässig taxiert

und darum nicht in ihre Heimat und zu ihren Familien gelassen, sondern in eines der zahlreichen Konzentrationslager zur Zwangsarbeit deportiert.

Nach allen diesen massiven Liquidationen von «Verdächtigen» macht sich die allmächtige Polizei Stalins daran, die antikommunistischen Elemente auszurotten und die Stellung der Sowjets in den besetzten Ländern zu verstärken:

a) Die deutsche Bevölkerung der neuen russischen Provinz von Königsberg wurde nach Sibirien verschickt und durch 1,200,000 Russen aus Weissrussland ersetzt. Nach Angabe der «Prawda» soll diese Provinz jetzt 271 Kolchosen und 149 russische Schulen zählen. Natürlich wurden auch diese Russen von ihrem Heimatboden losgerissen.

b) Die Zerstreung der baltischen Bevölkerung schreitet weiter fort. Die Höfe und Häuser der Ansässigen sind an Russen und Mongolen aus Zentralasien gegeben. Der völkische Charakter der wichtigsten Städte der drei Republiken hat sich schon völlig umgestaltet. Trotz ihres heftigen Widerstandes sind die Balten daran, als Völker zu verschwinden, da ihre Zahl im Vergleich zu den Eindringlingen viel zu klein ist.

c) In Rumänien wird das Gestade des Schwarzen Meeres systematisch von Russen besetzt. Die Hälfte der Bevölkerung von Constanza wird schon von Russen gebildet, die aus Odessa gekommen sind. Constanza liegt nur 190 Meilen von Konstantinopel entfernt.

d) Trotz der Dementis der Regierung Dimitroff sind schon 350,000 Russen in Bulgarien einquartiert, besonders in der Dobrudscha und an den Küsten Nordbulgariens. Der Prozess geht ununterbrochen weiter und ist um so wirksamer, als diese Gegenden sonst wenig bevölkert sind.

Molotow wagte zu proklamieren: «Die Freundschaft der Völker der Sowjetunion ist gestärkt aus dem Kriege hervorgegangen. Unser Staat, der viele Völker zählt, ist stärker und konsolidierter geworden und die Sowjetvölker sind sich näher gekommen.» Die «Iswestija» schreibt ihrerseits dazu: «Die internationale Politik der Sowjetunion ist gegründet auf der Achtung der nationalen Rechte aller Völker, der grossen wie der kleinen, und auf dem Schutz ihrer Unabhängigkeit . . .»

Geschenkabonnements

können nun in die **britische, französische, amerikanische** Zone Deutschlands geliefert werden. Da wir den zahlreichen Bitten um Gratisexemplare nur in beschränkter Form entsprechen können, obwohl wir wissen, wie notwendig auch die geistige Hilfe neben der materiellen wäre, bitten wir unsere verehrten Abonnenten erneut, unsere diesbezüglichen Bemühungen zu unterstützen.

Geschenkabonnements jährlich Fr. 10.—, halbjährlich Fr. 5.—. Bestellungen auf unser Postcheckkonto mit Vermerk «Geschenkabonnements».

Buchbesprechung

Freiherr Béla v. Brandenstein: Der Mensch und seine Stellung im All. 605 Seiten, 1947. Benziger-Verlag, Einsiedeln.

Brandenstein geht sehr umsichtig, ja vorsichtig ans Werk: das Ziel, das er sich steckt, die Ermittlung des Wesens des Menschen und seiner Stellung im All, rechtfertigt durchaus dieses Vorgehen. Er schreitet von aussen nach innen fort: zuerst behandelt er die Fragen des menschlichen Leibes und seines Ursprungs. Nach der Zeichnung der wichtigsten klassischen und modernen Theorien gibt er die eigene, die den menschlichen Leib als direkten und zeitlich jüngsten Nachkommen des Primatenstammtriebes betrachtet: daraus werden sowohl seine urtümlichen Züge als auch sein spätes, ja wohl spätestes Auftreten im Kreise der organischen Welt auf Erden verständlich. Dieser Ursprung des menschlichen Leibes aber entscheidet nicht über das Wesen des Menschen: dieses offenbart sich nicht in der Frage woraus, sondern wozu der Mensch geworden ist. Und darauf weist seine Kultur am eindringlichsten hin: mit dieser beschäftigt sich der zweite und umfangreichste Teil des Brandensteins Buches. Die menschliche Kultur ist ein grosses, weitverzweigtes und trotzdem einheitliches Sinngemässes, das in der Zeit Ewiges erstrebt und ausdrückt. Die äussere und innere Ansammlung, die Differenzierung und Integrierung, die Verselbständigung und Durchgeistigung der Kulturgüter beweist einesteils ihre echte Entwicklung, anderenteils das Dasein einer unerschöpflich wirksamen und weiterstrebenden, potential unendlichen, geistigen Schöpferkraft im Menschen. Die Darstellungen der menschlichen Gesellschaft und der gegenständlichen Kulturzweige, der Technik, der Wirtschaft, des Rechtes, des Spiels und Sports, der Wissenschaft, der Kunst, der Sprache, des Mythos, der Sitte und Religion, sowie ihrer mannigfaltigen Verflechtungen im Kulturganzen würden zu ihrer gerechten Beurteilung je eigene Besprechungen erfordern. Aus dem monumentalen Wunderwerk der menschlichen Kultur löst sich nun immer klarer das geistige Antlitz des Menschen heraus: in seiner unmittelbaren Lebendigkeit erscheint es schliesslich im persönlichen Seelenleben. Ueber die menschliche Seele

handelt der dritte Teil des Buches, der eine komplette und lebensvoll gezeichnete Psychologie vom anthropologischen Gesichtspunkte bietet. Nach der Betrachtung des Trieblebens wird die Ichstruktur als Kern des Seelenlebens eingehend dargestellt: aus ihren Akten erbaut sich die praktische, die theoretische und die bildende Seelentätigkeit. Den Abschluss der psychologischen Betrachtungen bildet die Untersuchung der unterbewussten Tiefenschichten des Seelenlebens, die zur überraschenden Aufhellung des im Unterbewussten waltenden und wirkenden persönlichen «Vollbewusstseins» der Seele führt. Diese zentrale Erkenntnis befähigt nun B., im vierten und letzten Teile des Buches die Weltstellung des Menschen darzustellen. Nun wird das menschliche Leben in seiner so paradox anmutenden und dennoch tiefstens sinnvollen Verbindung einer innigen leiblich-seelischen Lebenseinheit, ja noch mehr grundlegenden und tiefen leiblich-seelischen Lebenszweiheit erkannt und dargestellt und auch der Sinn des Todes dementsprechend erfasst. Dann werden die Grundgestalten des menschlichen Geistes, der persönliche Geist, der Gemeinschaftsgeist, der objektive Geist und der Kulturgeist in ihrem Verhältnis zueinander und zu dem absoluten Geiste charakterisiert: da zeigt sich der Mensch in seiner Seinsmittelstellung als Schöpfer unter Gesetzen. Und schliesslich erscheint der Mensch in seinem Naturverhältnis als Glied und zugleich als schaffende Kraft der Natur: leiblich als das letzte und zuhöchst gebildete, komplizierteste Naturwesen, seelisch als die letzte gotterschaffene «Geisterordnung» unter den geistigen, weil stets geistig ausdrucksvoll wirkenden Naturkräften. Die letzte metaphysische Grundlegung bietet für das Seinsbild des Menschen und der Natur ganz überraschende, doch durchaus einleuchtende und beweiskräftige Erkenntnisprinzipien. Das grossangelegte Werk schliesst mit einer ergreifenden Darstellung des im mystischen Gotteserlebnis gipfelnden Gottverhältnisses des Menschen; in seiner Ganzheit bietet das Buch eine so allseitige, tiefdringende und wohlausgewogene Orientierung über das Sein des Menschen und den Menschen im Sein, die in der anthropologischen Literatur vielleicht einzig dasteht.

Neues aus dem Walter-Verlag Olten

Eine aussergewöhnliche Veröffentlichung

BEAT AMBORD

GERRIT GROTE

Begegnung mit Christus

Die Nachfolge Christi

420 Seiten, ca. Fr. 15.—

oder das Buch vom inneren Trost
320 Seiten, ca. Fr. 12.—

Die Nachfolge Christi ist nebst der Bibel das meistgelesene Werk. Es wurde während sechs Jahrhunderten Thomas a Kempis zugeschrieben, sorgfältige Forschung wies nun Gerrit Grote, den Begründer der devotio moderna, eindeutig als Verfasser nach und stellte den Urtext vom Jahre 1384 in dieser ersten gültigen Neuauflage wieder her. Eine biographische Skizze von Gerrit Grote und wissenschaftliche Anmerkungen verleihen dieser Erstausgabe besondere Bedeutung.

Dieser Kreis von Betrachtungen, herausgewachsen aus zyklischen Ansprüchen des Leiters des Radio Vaticana, geht von Texten der kirchlichen Liturgie aus und hat die lebendige Begegnung mit Christus zum Ziel. Ewige Wahrheiten der Offenbarung werden in die gangbare Münze heutiger Denkweise und Sprache gegossen, die dichte Einfachheit biblischer Worte in klar unterschiedene und sinnerechte Deutungen entfaltet. Dieses Christusbuch vermag jedem ernsthaften Gläubigen wirksamer Anstoss zu sein, dem Prediger aber bietet es eine Fülle von Stoff und Anregungen.

Neue Biographien

ALBRECHT MONTGELAS
Abraham Lincoln

Die schöpferische Kraft der Demokratie. Band 3 der Reihe «Kämpfer und Gestalten». 250 Seiten. - Leinen Fr. 8.60.

VON WYL RUDOLF
Jeanne d'Arc

Der Engel der Freiheit, 384 Seiten Leinen ca. Fr. 13.60.

GIUSEPPE BASTIANINI
Das Lied der Armut

Das Lebensbild des grossen Franz von Assisi. 416 Seiten. Leinen Fr. 13.60.

In allen Buchhandlungen

 Walter-Verlag Olten

BURCH - KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

MESS & TISCHWEINE
VENTE DE VINS DE MESSE
VINI PER LA STA. MESSA
PROVIDENTIA
SQC SAC RELV

ARNOLD DETTLING — BRUNNEN — Tel. 69

Pensionat „Père Girard“ Feibourg

Das Pensionat, zweites Internat des Kollegiums St. Michael, nimmt Schüler auf für die verschiedenen Abteilungen des genannten Kollegiums (Handelsschule, deutsches und französisches Gymnasium mit klassischer und technischer Abteilung, Lyzeum). Das Pensionat wird geleitet von den P.P. Franziskanern (Cordeliers). Die Direktion ist bestrebt, die Studenten zu einem sittlich-religiös guten Leben anzuhalten und ein fleissiges, fruchtbringendes Studium derselben zu überwachen und zu fördern.

Anfragen sind zu richten an die Direktion.

SCHWEIZERISCHE SPAR- & KREDITBANK

ST. GALLEN - ZÜRICH - BASEL - GENÈVE

Appenzell - Au - Brig - Fribourg - Martigny - Olten
Rorschach - Schwyz - Sierre

Alle Bankgeschäfte diskret und zuverlässig

CARITAS

Dienen
anstatt verdienen

über 1/2 Million

Liebesgaben- und Blitzpakete

verteilt in
Deutschland, Oesterreich, Ungarn und Italien

Neue vielseitige Typen

u. a. 300 kg Kohle für Oesterreich Fr. 43.50
Seife, Mercerie, Schuhbesohlungsmaterial, Schokolade

Massiver Preisabbau

u. a. auf Zucker, Spaghetti, Traubenzucker, Zigaretten, z. B. Type Dolce (5 kg Würfelzucker)
jetzt Fr. 11.— (nach Italien Fr. 14.—)

Blitzgutschein-Barverkauf

Zürich:

- a) Schweizerischer Bankverein, Paradeplatz
- b) Zürcher Caritaszentrale, Weberstr. 11 (b. Hallwilplatz) Telefon: 27 14 73

Luzern:

Schweiz. Caritaszentrale, Löwenstr. 3

Bern:

Kantonalbank, Bundesplatz

St. Gallen:

Schweizerischer Bankverein, Multertor

Basel:

- a) Schweizerischer Bankverein, Aeschenvorst. 1
- b) Caritas Liebesgabendienst, Riehentorstr. 5, Telefon 4 66 43

**Wer Caritas-Liebesgabenpakete spendet,
verhilft zahllosen Notleidenden zu Freipaketen!**

Neueste Prospekte erhalten Sie durch die Barverkaufsstellen und die

Schweizerische Caritaszentrale in Luzern

Fürsorgeinstitution gegründet 1901
Liebesgabenpakete, Tel. 041/3 11 44, 2 07 22,
Postcheck VII/11007

Stiftsschule Engelberg

Achtklassiges Gymnasium

Maturität nach Typus A

(Latein und Griechisch)

Beginn des Schuljahres

Ende September

Vorkurs während des Sommersemesters

Freiburger Staatsbank

Kapital und Reserven Fr. 40,600,000.—

Staatsgarantie

10 Agenturen

107 Sparkassa-Korrespondenten im Kanton

Besorgt sämtliche Bankgeschäfte